

**Wem kann ich der Nächste sein?**

***Lev 19,1f.18.33f – Dtn 30,11 – Lk 10,25-37***

Joseph ist ein sehr guter Freund von mir. Er war Theologie-Professor und arbeitete als Priester seelsorglich in meiner Pfarrei mit. Oft habe ich ihn besucht, um mit ihm über Gott und die Welt zu plaudern oder ihn um einen guten Rat zu bitten. Da er wesentlich älter war als ich, hatte er viel mehr Lebenserfahrung und Lebensweisheit, die er gern mit mir geteilt hat.

Vor sieben Jahren ist Joseph gestorben; er wurde 84 Jahre alt. Zwei Tage vor seinem Tod, als ich ihn im Krankenhaus besuchte, zitierte er einen Ausspruch des Priesters und Autors Martin Gutl: „Wenn Gott uns heimbringt, das wird ein Fest sein!“ In dieser Überzeugung hat Joseph gelebt: Am Ende meines irdischen Weges wird der Tod meine Existenz nicht auslöschen, sondern mich in ein neues Leben hinüberführen. Dieses neue Leben wird wunderschön sein wie ein Fest; es wird nicht mehr beeinträchtigt werden von Sorgen oder Ängsten, von Trauer, Krankheit oder erneutem Sterben. Ungetrübtes, vollkommenes und ewiges Glück wartet auf mich im Leben nach dem Tod; dann werde ich meine endgültige Heimat finden, die ich nie wieder verlassen muss. Für immer werde ich an einem durch und durch guten Ort wohnen, der als „Himmel“ bezeichnet wird; dort werde ich die Menschen wieder sehen, die mir lieb waren und schon vor mir verstorben sind. Gott, mit dem ich in all den Jahren, die ich auf Erden verbracht habe, verbunden war, werde ich von Angesicht zu Angesicht sehen. In Gottes Angesicht begegnet mir unendliche Liebe, die mir ebenso gilt wie allen anderen Bewohnern des Himmels. In dieser Liebe werde ich eine Ewigkeit lang geborgen sein und mit meinen Lieben das Leben feiern.

Getragen von dieser Hoffnung, mehr noch, von dieser unerschütterlichen Gewissheit, ist Joseph gestorben. Ich bin überzeugt: Joseph ist im Augenblick seines Todes in seiner himmlischen Heimat angekommen, und sein ewiges Leben ist ein Fest, das nie mehr endet. Manchmal spüre ich, wie nah mir Joseph ist; ich kann ihn zwar nicht mehr sehen wie zu seinen Lebzeiten, doch ich bin mir sicher: Er begleitet mich wie vor meinem Weg und legt bei Gott, in dessen Nachbarschaft er nun lebt, ein gutes Wort für mich ein – gütig, treu und zuverlässig, wie es seine Art war und ist. Deshalb habe ich vorhin gesagt: Joseph ist ein guter Freund von mir; er war es zeit seines Lebens, und er ist es seither vom Himmel aus.

Gern erinnere ich mich an die Gespräche mit ihm; wir haben uns immer wieder über das Leben nach dem Tod unterhalten – ein Thema, das uns beide bewegte, weil Joseph seit langem schwer krank war und meine Eltern schon sehr früh verstorben sind. Da sagte Joseph gern: „Was haben wir schon zu verlieren, wenn wir sterben? Die paar Jahrzehnte auf der Erde; aber du wirst sehen: Wir werden dann etwas gewinnen, das schöner ist als alles, was du dir vorstellen kannst!“

Diese himmlischen Aussichten sorgten nicht dafür, dass Joseph seine Hände in den Schoß legte und untätig auf das Leben nach dem Tod wartete, im Gegenteil: Er nutzte seine irdische Lebenszeit, um vielfältig und großzügig Gutes zu bewirken; denn Joseph war überzeugt: Den Himmel finde ich nicht erst dann, wenn ich sterbe, sondern schon mitten auf der Erde. Wann immer ich etwas Gutes sage oder tue, blitzt ein Stück vom Himmel in meinem Leben und in dem meiner Mitmenschen auf. So war Joseph ein gütiger, friedlicher und hilfsbereiter Zeitgenosse. Seine jahrzehntelange schwere Krankheit hinderte ihn nicht daran, mit seinem freundlichen, heiteren Wesen für jeden Menschen, dem er begegnete, ein liebevolles Wort zu haben.

Diesen Himmel auf Erden durfte ich während vieler meiner Besuche bei Joseph spüren. Die Gemeinschaft mit ihm hat mir so gut getan, dass ich nicht selten völlig die Zeit vergessen habe und wesentlich länger geblieben bin als geplant.

Motiviert zu seinem Leben voller Güte hat Joseph zweierlei: zum einen seine tiefe Dankbarkeit gegenüber Gott für all das, was er in seinem Leben an Gutem vorgefunden hat. Joseph war ein äußerst zufriedener Mensch, der es als seine Lebensaufgabe betrachtete, das Gute, das er von Gott erhalten hatte, seinen Mitmenschen weiterzugeben. Zum anderen glaubte Josef fest daran, dass alles Gute, das von ihm ausgeht, in Gottes Gedächtnis bleibt und Gott ihn dafür belohnen wird: mit der himmlischen Erfahrung des Lebenssinns auf Erden und danach mit dem ewigen Glück im Himmel.

Dass dieser Glaube von Joseph berechtigt ist, bestätigt Jesus im Evangelium dieses Sonntags:

**Sprecherin:**

***In jener Zeit stand ein Gesetzeslehrer auf, um Jesus auf die Probe zu stellen, und fragte ihn: Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben?***

***Jesus sagte zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du? Er antwortete: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und deiner ganzen Seele, mit deiner ganzen Kraft und deinem ganzen Denken, und deinen Nächsten wie dich selbst.***

***Jesus sagte zu ihm: Du hast richtig geantwortet. Handle danach und du wirst leben!***

***Der Gesetzeslehrer wollte sich rechtfertigen und sagte zu Jesus: Und wer ist mein Nächster?***

***Darauf antwortete ihm Jesus: Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinab und wurde von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn aus und schlugen ihn nieder; dann gingen sie weg und ließen ihn halbtot liegen. Zufällig kam ein Priester denselben Weg herab; er sah ihn und ging vorüber. Ebenso kam auch ein Levit zu der Stelle; er sah ihn und ging vorüber.***

**Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam zu ihm; er sah ihn und hatte Mitleid, ging zu ihm hin, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie. Dann hob er ihn auf sein eigenes Reittier, brachte ihn zu einer Herberge und sorgte für ihn. Und am nächsten Tag holte er zwei Denare hervor, gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn, und wenn du mehr für ihn brauchst, werde ich es dir bezahlen, wenn ich wiederkomme. Wer von diesen dreien meinst du, ist dem der Nächste geworden, der von den Räubern überfallen wurde? Der Gesetzeslehrer antwortete: Der barmherzig an ihm gehandelt hat. Da sagte Jesus zu ihm: Dann geh und handle du genauso!**

*Musik: Iris Lipovitzki, Jerushalom – Eine Glocke klingt. CD Shalom, Track 13.  
Gerth Medien GmbH 2019, Best.-Nr. 940036, LC 13743*

„Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben?“, fragt ein Gesetzeslehrer, also ein jüdischer Rabbiner, den Jesus. Dieser antwortet: „Liebe Gott, liebe deinen Nächsten, liebe dich selbst.“ Der Gesetzeslehrer ist offensichtlich überzeugt, dass er die Liebe zu Gott bereits ziemlich gut verwirklicht, indem er regelmäßig betet und die Gottesdienste mitfeiert. Auch mit der Liebe zu sich selbst klappt es ganz gut: Er ist mit sich im Reinen, er ist zufrieden mit dem, was er hat und kann. Doch was es konkret bedeutet, den Nächsten zu lieben, darin ist sich der Gesetzeslehrer unsicher; und so fragt er Jesus: „Wer ist mein Nächster?“ Dies ist eine wichtige und berechtigte Frage. Als Rabbiner weiß er ja durch seine intensive Beschäftigung mit der Heiligen Schrift: Was ich tue oder unterlasse, solange ich auf dieser Erde lebe, wirkt sich auf das Leben aus, das danach kommt. Und was ich tun soll, um das ewige Leben im Himmel zu erhalten, steht klar und eindeutig in der Tora; dies sind die fünf Bücher Mose, mit denen die Heilige Schrift sowohl der Juden als auch der Christen beginnt: Gott lieben, den Nächsten lieben, mich selbst lieben – das öffnet mir den Himmel. Das mit der Liebe zu Gott und zu mir selbst bekomme ich ja ganz gut hin, aber wer ist nun genau mein Nächster, dem

meine Liebe gelten soll, also meine Hilfsbereitschaft, meine Freundlichkeit, mein Respekt?

Darüber gab es im Judentum zur Zeit Jesu unterschiedliche Auffassungen; eigentlich besagte die Tora folgendes:

**Sprecherin:**

***Der HERR sprach zu Mose: Rede zur ganzen Gemeinde der Israeliten und sag zu ihnen: An den Kindern deines Volkes sollst du dich nicht rächen und ihnen nichts nachtragen. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Ich bin der HERR.***

***Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der HERR, euer Gott.***

Die Nächsten, das sind neben den Angehörigen der eigenen Sippe die Mitglieder des eigenen Volkes sowie die Mitbürger, wozu auch die Fremden gehören, die im Land leben. Diese Definition vom Nächsten war sehr weit und schloss praktisch jeden Menschen ein, der in friedlicher Gesinnung in Israel wohnte.

Da zur Zeit Jesu zahlreiche Juden als kleine Minderheiten in anderen Ländern lebten und in Israel viele Nichtjuden ansässig waren, fassten die Juden damals den Begriff der Nächsten enger: Nur mehr gegenüber Familienangehörigen und anderen Juden galt das Gebot der Liebe.

Und die Gesetzeslehrer, also die Rabbiner, kannten eine noch engere Eingrenzung: Die Nächsten waren nach ihrer Überzeugung die Juden, die sich an die Gesetze der Heiligen Schrift hielten, also gemäß den Weisungen der Tora lebten. Somit ist es dem Rabbiner im heutigen Evangelium ein echtes Anliegen, aus dem Mund Jesu zu erfahren, wie dieser den Begriff des Nächsten definiert.

Mit der Erzählung vom barmherzigen Samariter erklärt Jesus dem Rabbiner: Du hast deine Frage falsch gestellt. Es geht nicht darum, wen du als deinen Nächsten betrachtest, sondern darum, für wen du der Nächste sein willst. Und so fragt Jesus den Rabbiner: Wer ist dem der Nächste geworden, der von den Räubern überfallen wurde?

Liebe Hörerinnen und Hörer, in dieser Korrektur durch Jesus liegt ein gewichtiger Unterschied: Wer nämlich fragt: „Wer ist mein Nächster?“, teilt ein, wem er seine Liebe zuwenden will und wem nicht, wer sozusagen verdient, geliebt zu werden, und wer nicht. Gibt es Nächste, gibt es konsequenterweise auch Fernstehende. Die einen bekommen seine Liebe, die anderen nicht.

„Wer ist mein Nächster?“ fragen der Priester und der Levit, die in der Geschichte Jesu an dem Überfallenen vorbeigehen. Ihnen ist es verboten, mit blutenden Verletzten oder Toten in Kontakt zu kommen, denn das würde sie unrein machen. So dürften sie nicht mehr ihren Dienst im Tempel versehen. Damit ist für Priester und Levit zweifelsfrei klar: Der Überfallene ist nicht unser Nächster, er geht uns nichts an. Unsere Aufgabe ist der Tempeldienst! So gehen sie besten Gewissens am Überfallenen vorüber.

Wer aber fragt: „Wem kann ich der Nächste sein?“, sieht jeden Menschen als wertvoll und liebenswert an. So jemand teilt die anderen nicht in Nächste und Fernstehende ein, sondern betrachtet sie gleichermaßen als Mitmenschen. Und dem Mitmenschen, der gerade seine Liebe braucht, schenkt er sie: Er tröstet den, der traurig ist; er spricht dem Mut zu, der enttäuscht ist; er nimmt sich Zeit für den, der ein offenes Ohr für seine Probleme sucht; er freut sich mit dem, der glücklich ist; er unterstützt den, der nach einer helfenden Hand Ausschau hält. So jemand wird denen zum Nächsten, denen er begegnet; ohne Unterschiede zu machen, zeigt er ihnen seine Liebe, einfach weil sie Mitmenschen sind.

Dementsprechend handelt der Samariter. Er ist eigentlich ein Feind des Überfallenen, denn dieser ist offensichtlich ein Jude, der vom Gottesdienst im Jerusale-

mer Tempel nach Hause geht. Juden und Samariter sprachen sich gegenseitig den wahren Glauben ab und konnten einander nicht leiden. Dennoch verarztet der Samariter den Überfallenen, weil er ihn nicht zuerst als Feind, sondern als Mitmensch ansieht, der genau jetzt seine Hilfe benötigt.

*Musik: Iris Lipovitzki, Amen – Amen endet jedes Gebet. CD Shalom, Track 15. Gerth Medien GmbH 2019, Best.-Nr. 940036, LC 13743*

Mit der Umkehrung der Sichtweise von „Wer ist mein Nächster?“ zu „Wem kann ich der Nächste sein?“ bringt Jesus ein grundlegend neues Denken in die Welt, das für alle Christen verbindlich ist. Es unterscheidet nicht zwischen Zugehörigen und Außenstehenden, nicht einmal zwischen Freund und Feind, sondern erklärt den anderen zum Mitmenschen. Seit Jesus kann ich im Blick auf einen anderen Menschen nicht mehr behaupten: „Der geht mich nichts an!“ Der andere geht mich sehr wohl etwas an, einfach weil er Mensch ist wie ich. Und wenn ich ihm Liebe zukommen lassen kann, sollte ich das tun – in Form von Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft, Freundlichkeit und Hochachtung, Ermutigung oder anderem Guten, das von mir ausgeht. Denn ich bin sein Nächster.

Dies in die Wirklichkeit umzusetzen, ist nicht leicht. Folgendes Detail in der Erzählung Jesu will mich motivieren, mich dennoch als Nächster für möglichst jeden Mitmenschen zu begreifen, dem ich begegne: Den Platz, an dem der Überfallene liegt, bezeichnet der Evangelist Lukas griechisch als „*topos*“, deutsch „Ort“. „*Topos*“, also „Ort“ verwendet Lukas immer dann, wenn die Göttlichkeit Jesu auf der Erde auftaucht. Bethlehem als Geburts-Ort ist so ein *topos*, ebenso die Synagoge in Nazareth, wo Jesus erstmals öffentlich predigt. Ein *topos* ist auch dort, wo Jesus seine Seligpreisungen spricht und die Jünger das Vaterunser lehrt. Schließlich sind auch der Platz der Kreuzigung und der Auferstehung Jesu solche Orte, an denen Jesus sein göttliches Wesen zeigt.

Wenn nun in der Erzählung Jesu vom barmherzigen Samariter die Stelle, wo der Überfallene liegt, *topos* genannt wird, heißt das: Hier, in der Person und Situation des Hilfsbedürftigen, ist Jesus in seiner Göttlichkeit anwesend! Indem Priester und Levit einen Bogen um den Überfallenen machen, machen sie einen Bogen um Gott selbst, der ihnen hier begegnet wäre. Der Samariter hingegen trifft an diesem Ort Gott an; an diesem Ort öffnet sich der Himmel – für den Verletzten, weil dieser Hilfe erfährt, und für den Samariter, der etwas Sinnvolles tut.

Liebe Hörerinnen und Hörer, mit seiner Erzählung erklärt Jesus Ihnen und mir: Jeder Mensch, der dir begegnet, ist ein Ort Gottes in deiner Welt. Zeige du dich ihm als Nächster, schenke ihm deine Liebe; darin begegnest du Gott. Der Himmel steht offen – nicht erst irgendwann nach dem Tod, sondern schon jetzt! Denn du trägst dazu bei, dass ein Stück Himmel auf die Erde kommt; für denjenigen, dem du der Nächste bist, und auch für dich.

Möglichst allen meinen Mitmenschen der Nächste sein: dies kann leicht dazu führen, dass ich mich überfordert fühle. Davor will mich ein Satz aus der Lesung dieses Sonntags bewahren. Mose sagt zu seinem Volk, nachdem er ihm das göttliche Gebot der Liebe zu Gott, zum Nächsten und zu sich selbst überbracht hat:

***Sprecherin:***

***Dieses Gebot, auf das ich dich heute verpflichte, geht nicht über deine Kraft.***

Nach dieser Maßgabe handelt der Samariter in der Geschichte Jesu: Er betrachtet sich als Nächster des Überfallenen und tut für ihn, was er kann, indem er Erste Hilfe leistet und ihn eine Pension bringt, wo er selbst übernachtet. Weil der Samariter aber am Folgetag weitermuss – vielleicht hat er einen Geschäftstermin oder will zu einer Familienfeier –, beauftragt er den Pensionswirt, den Verletzten

weiter zu beherbergen und sich um ihn zu kümmern. Dafür erhält der Wirt eine entsprechende Vergütung.

Der Samariter war als Nächster für den Verletzten da, hat aber nicht zugelassen, dass dies seine Möglichkeiten übersteigt. Er hat nicht seine Reisepläne über den Haufen geworfen, um weiter für den Überfallenen zu sorgen, sondern einen Profi damit beauftragt und dafür bezahlt. Vielleicht hat der Samariter den vorhin zitierten Satz des Mose gekannt und deshalb gewusst: Nächster für meinen Mitmenschen zu sein, geht nicht über meine Kraft! Ich muss nicht für jeden alles tun, sondern das, was ich tun kann – immer in dem Bewusstsein, dass mir Grenzen gesetzt sind, was meine Energie und meine Zeit angeht.

Für uns, liebe Hörerinnen und Hörer, bedeutet dieses Verhalten des Samariters: Wir müssen uns nicht überfordern bei dem Vorhaben, für unsere Mitmenschen die Nächsten zu sein. Wenn wir spüren: uns noch mehr für andere einzusetzen, würde unsere Kraft, unsere Möglichkeiten übersteigen!, dann dürfen wir es auch mal gut sein lassen.

Ein Beispiel will ich Ihnen nennen: Eine alte, gebrechliche Dame wird von ihrer Tochter und deren Ehemann, beide Ende sechzig, mit Hingabe gepflegt. Als die Mutter dement wird, merken die beiden bald, dass sie die Pflege nicht mehr leisten können. Sie schlafen keine Nacht mehr durch und können nichts mehr gemeinsam unternehmen, weil ständig jemand da sein muss, damit die Mutter nichts anstellt. Tochter und Schwiegersohn beschließen deshalb, ein gutes Seniorenheim für die Mutter auszusuchen. Dort besuchen die beiden oft und gern die demente Frau und verbringen viel Zeit mit ihr.

So kann es funktionieren, Nächster zu sein, ohne davon überfordert zu werden: Ich tue für meine Mitmenschen das, was mir möglich ist; wenn ich aber merke, dass es zu viel für mich wird und vielleicht sogar meine eigene Gesundheit angreift, darf ich dies besten Gewissens anderen Menschen übertragen, die die Ressourcen dafür haben. Denn: wem wäre geholfen, wenn ich mich selber rui-

niere? Mir nicht – und den anderen auch nicht, weil ich dann überhaupt nichts mehr für sie tun könnte.

In diesem Wissen um meine Grenzen – und in Dankbarkeit für meine Möglichkeiten – werde ich mich auch heute der Aufgabe stellen, Nächster zu sein für die Menschen, in denen Gott mir begegnen will. So hoffe ich, dass sich auch heute der Himmel öffnet für meine Mitmenschen und mich. Und ich glaube an den Lohn, den Gott mir dafür gibt: Lebenssinn hier auf der Erde und danach das Fest des ewigen Lebens im Himmel.

*Musik: Traditional, Hine Ma Tov. CD Shalom, Track 3. Gerth Medien GmbH 2019, Best.-Nr. 940036, LC 13743*

Ich will beten:

Wem kann ich der Nächste sein?

Gott, ermutige mich, dass ich mir diese Frage an jedem neuen Tag stelle.

Gib mir das wache Gespür dafür,

dass du mir in meinen Mitmenschen begegnest.

Zeige mir, wie ich ihnen Gutes sagen und tun kann,

ohne mich selbst zu überfordern.

Lass durch mich ein Stück vom Himmel auf die Erde kommen:

zu meinen Mitmenschen und zu mir.

Und gib, dass ich eines Tages für immer bei dir wohnen darf.

Bis es so weit ist, bitte ich dich um deinen Segen

– für meine Mitmenschen und für mich,

für heute und für jeden neuen Tag.

Amen.